

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 95 (2008)
Heft: 11: Grafton Architects et cetera

Artikel: Kolumne : Ferne nahe Orte
Autor: Mingels, Annette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Annette Mingels

Ferne nahe Orte

Ich muss elf Jahre alt gewesen sein, als ich mein erstes Déjà-vu-Erlebnis hatte. Im Schulbus fuhr ich jeden Morgen zur Schule, die gut dreissig Kilometer entfernt in einer Stadt lag. Der Weg ging über Dörfer und Landstrassen, vorbei an alten Fachwerkhäusern, Vorstadt villen und neuen Bungalows. Kaum in der Stadt, passierten wir eine Hochhauszeile: acht zwölfstöckige Gebäude aus grauem Beton, mit trotzig farbenfrohen Balkonen. Eine kurz geschorene Wiese umrahmte die Gebäude, darauf ein Spielplatz, auf dem nie jemand spielte. «Chinesische Mauer» nannten wir Kinder die Hochhausreihe. Allein die Vorstellung, in solch einem Haus zu wohnen! Ohne eigenen Garten. Ohne die Möglichkeit, so viel Lärm zu machen, wie man wollte. Mit Nachbarn, denen man im Hausflur begegnen würde und die man vielleicht unheimlich fände. Unmöglich, sagte meine Freundin Tina, und ich nickte, weil ich das auch fand: Unmöglich. Doch gleichzeitig war da ein Gefühl, das mir sagte: Wie schön. Wie vertraut.

Einmal sah ich einen Jungen auf einem der bunten Balkone stehen und dachte neidvoll: Der hat's gut. Ich wollte nicht in einem Hochhaus wohnen. Aber gleichzeitig hatte ich eine Sehnsucht danach wie nach etwas Vergangenem, unwiderbringlich Verlorenem. «Ja», sagte meine Mutter, als ich sie fragte. «Wir wohnten einmal in einem Hochhaus. Aber da warst du noch sehr klein, zwei Jahre oder drei.» Zu jung, um mich zu erinnern.

Die Sehnsucht blieb, bis ich einmal, mit Mitte zwanzig, in einem Hochhaus wohnte. Es war nicht schlecht. Doch es hatte nichts mit dem diffusen Heimweh zu tun, das mich beim Anblick von Hochhäusern ergriffen hatte und von dem ich nicht wusste, woher es kam. Die Imagination wurde von der Realität abgelöst, die Vergangenheit von der Gegenwart verdrängt.

Anderes hat sich in meinem Unterbewusstsein eingenistet und dringt von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, um mir fremde Plätze, Cafés, den Verlauf einer Strasse, den Erker an einem Haus, eine Treppe oder die Form eines Fensters seltsam vertraut erscheinen zu lassen. Das kann ganz unerwartet passieren, sogar in der eigenen Stadt.

Vor kurzem machte ich einen Spaziergang durch Zürich. Fuhr mit der Strassenbahn irgendwo hin, marschierte los. Eine Villengegend oberhalb der Universität. Breite Wege, ruhig, sobald man von der Hauptstrasse abbog. Je länger ich lief, desto mehr entfernte ich mich von der realen Gegend: der Blick zwischen den Häusern entlang erinnerte mich an Dublin, die Häuser mit den weiss umrahmten Fenstern an Schweden, das Mosaik auf dem Balkon einer grünstichigen Villa an etwas, das ich nicht verorten konnte. Immer wieder auch die Erinnerung an das Haus meiner Tante. Es stand auf Long Island, ein Holzhaus mit einem soliden Fundament aus gelbem Sandstein und einem kleinen Kabuff im Vorgarten, von dem die weisse Farbe abblätterte. Als Kind verbrachte ich

die Sommer dort. Inzwischen ist es verkauft worden. Keines der Häuser ähnelte ihm wirklich, aber manche hatten etwas von ihm.

Ein Déjà-vu ist ein bittersüßes Gefühl, das das Ferne ins Nahe rückt, das Gestern ins Heute. Ein Gefühl, das das Vergehen der Zeit deutlich macht und sie gleichzeitig zurückholt: wie der Geschmack der Madeleines, mit der der Erzähler in Marcel Prousts «Suche nach der verlorenen Zeit» Bissen für Bissen die Zeit «wiederfindet». Nicht immer habe ich Déjà-vus, und nicht immer mag ich sie. Manchmal kommen sie so gehäuft, dass ich ganz erschöpft bin. Manchmal aber eröffnen sie mir auch die Möglichkeit, aus der Realität auszusteigen: Kurz nur, wie auf einer kleinen Reise, öffnet sich in ihnen ein Fenster in die Ferne – und in die eigene Vergangenheit.

Annette Mingels, geboren 1971 in Köln. Studium der Germanistik, Linguistik und Soziologie in Frankfurt, Köln, Bern und Fribourg. Promotion in Germanistik. Lebt und arbeitet als Autorin, Lehrbeauftragte und Journalistin (FAZ, GEO, Tages-Anzeiger, DAS MAGAZIN, Radio DRS 2) in der Schweiz und Deutschland. Schreibt seit April 2008 als Kolumnistin für die FAZ. Bild: Cité du Lignon, Vernier. – Bild: Julien Barro

